



CORINA BOMANN

Sturmherz

ROMAN



ullstein

Das Buch

Alexa Petri ist Ende dreißig und erfolgreiche Literaturagentin. Sie lebt ein sehr unabhängiges Leben mit wenig Kontakt zu ihrer Mutter. Das Verhältnis zwischen den beiden ist schon lange schlecht. Alexa hat nie verstanden, warum ihre Mutter so herzlos zu ihr ist. Nun liegt Cornelia Petri im Koma, und ihre Tochter muss sich gezwungenermaßen um sie kümmern. Dabei kommt sie der Mutter, deren Anerkennung sie bis heute sucht, endlich wieder näher: Sie findet Hinweise auf einen Mann, den Cornelia im Hamburg der sechziger Jahre geliebt haben muss und der nicht Alexas Vater war. Und dieser Mann findet Alexa. Offenbar wurden die beiden Liebenden damals durch die große Sturmflutkatastrophe getrennt. Wird Cornelia ihre große Liebe noch einmal sehen können? Und bekommen Alexa und Cornelia eine zweite Chance?

Die Autorin

Corina Bomann ist in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern aufgewachsen und lebt mittlerweile in Berlin. Sie schreibt seit Jahren Romane, mit denen sie immer auf der Bestsellerliste landet. Das Schreiben und ihre Figuren sind ihre große Leidenschaft.

Von Corina Bomann sind in unserem Hause bereits erschienen:

Die Schmetterlingsinsel · *Der Mondscheingarten* ·
Die Jasminschwestern · *Die Sturmrose* ·
Das Mohnblütenjahr · *Eine wundersame Weihnachtsreise* ·
Ein zauberhafter Sommer · *Winterblüte* · *Ein Zimmer
über dem Meer* (unter dem Pseudonym Dana Paul)



1. Kapitel

2014

Das leise Piepen der Monitore tönte mir entgegen, als ich die Neurologische Intensivstation betrat. An den Geruch nach Desinfektionsmitteln war ich mittlerweile gewöhnt.

Auffällig war die Ruhe, die von dieser Station ausging. Die Schwestern in ihrer blauen Klinikkleidung bewegten sich mit Bedacht, und obwohl die Patienten von ihnen nicht gestört werden konnten, unterhielten sie sich sehr leise.

Am frühen Freitagnachmittag gab es hier nur wenige Besucher. Wer nicht mehr in der Arbeit war, machte in der Stadt seine Besorgungen. Der große Besucherstrom würde erst morgen einsetzen. Wenn überhaupt auf dieser Station, wo es keine Gespräche gab und keinen Kaffee. Einer Station, wo nur Stille herrschte und die Anverwandten und Freunde schwiegen, während die Maschinen, an denen die Patienten hingen, ihr eigenes Lied sangen.

Meine Mutter Cornelia, zu der ich in den vergangenen Jahren kaum Kontakt gehabt hatte, lag seit zwei Wochen hier. Der Schlaganfall hatte sie glücklicherweise an einem Werktag getroffen. Die Kunden in ihrem Buchladen hatten dafür gesorgt, dass sie sofort in die Klinik gebracht wurde. An einem Wochenende, allein in ihrer Wohnung, wäre sie wahrscheinlich gestorben.

Die schnelle medizinische Hilfe hatte jedoch nicht verhindern können, dass sie schwerwiegende Schäden davongetragen hatte. Wegen epileptischer Anfälle, die ihr noch mehr zu schaden drohten, hatten sich die Ärzte entschlossen, sie ins künstliche Koma zu versetzen, bis es ihnen gelang, diese medikamentös einzudämmen.

Vor dem Zimmer meiner Mutter blieb ich stehen. Neben der Tür war ein kleines Regal mit mintgrünen Vlieskitteln, Überziehern für die Füße, Mundschutz, Handschuhen und Häubchen. Wenn man ins Zimmer wollte, musste man sich in ein Wesen vom Mars verwandeln.

Ich blickte durch den Türspalt.

Mutter lag reglos auf dem Bett, das ergraute Haar über dem Kissen ausgebreitet, die Arme auf Kissen neben ihrem Körper. In einer Hand steckte der Zugang, der sie mit Medikamenten und Nahrung versorgte.

Ich vermied es auch heute, ihren Hals zu betrachten, in dem die Beatmungskanüle steckte. Beim ersten Mal war mir schlecht geworden, als ich gesehen hatte, dass sich kleine Wassertröpfchen am Kunststoff sammelten. Stattdessen blickte ich in ihr Gesicht, das mich so oft abweisend angesehen hatte.

Es war schon seltsam, dass sich in meiner Brust trotzdem Gefühle regten. Sie war meine Mutter, trotz allem, also war das wohl ganz natürlich.

»Ah, Frau Petri, schön, dass Sie da sind!«

Ich wandte mich um.

Dr. Karsten, ein hochgewachsener Mann mit Brille und dichtem weißen Haarschopf, kam auf mich zu. Er trug wie die Schwestern blaue Arbeitskleidung, an seiner Brusttasche steckte ein Namensschild, und um seinen Hals hing ein Stethoskop.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er und reichte mir die Hand zur Begrüßung.

»Gut«, antwortete ich, denn ich war sicher, dass er bei all den Patienten, die er zu versorgen hatte, nicht wirklich wissen wollte, wie es bei mir aussah.

»Das freut mich. Ich hätte da etwas mit Ihnen zu besprechen, bevor Sie Ihre Mutter besuchen. Wäre Ihnen das recht?«

»Natürlich.«

»Gut, dann lassen Sie uns doch in mein Büro gehen, ja?«

Er deutete auf eine Tür. Ich nickte und folgte ihm.

Das Büro, das eigentlich ein Sprechzimmer war, verströmte den sterilen Charme, der auch auf der Station vorherrschte. Hinter der Untersuchungsliege, die mit einem Papierüberzug versehen war, befanden sich ein Schreibtisch und zwei Stühle. In einem Regal türmten sich Plastikbehälter mit verschweißten Kanülen und schmalen Schläuchen. Auf dem Tisch lagen Patientenakten, die meiner Mutter obenauf.

Wir nahmen Platz, ich auf dem Stuhl, von dem aus ich in das Grau blicken konnte, das sich über Hamburg spannte. Es war seltsam. Die Meteorologen hatten eigentlich Sonnenschein angesagt. Vielleicht lag es an der Wolke über meinem Kopf, dass sie unrecht hatten.

Ich ahnte, warum der Arzt mich zu sich gerufen hatte.

Dr. Karsten musterte mich einen Moment lang, als könnte er durch meine Haut sehen, wie sich alles in angstvoller Erwartung zusammenzog. Dann seufzte er kurz, als müsste er Anlauf nehmen für das, was jetzt folgte.

»Der Zustand Ihrer Mutter ist leider so, dass wir sie auch in der kommenden Woche nicht aus dem Koma holen kön-

nen. Die Epilepsien lassen sich nur schwerlich in den Griff bekommen.«

»Wie lange, glauben Sie, wird es dauern?« Meine Stimme klang wie eingefroren. All die Jahre hatte ich Probleme mit meiner Mutter gehabt. All die Jahre hatte ich es vermieden, ihr unter die Augen zu treten, weil ich ja doch wieder das Gefühl gehabt hätte, gegen eine Wand zu laufen.

Und jetzt saß ich hier und ein Fremder sagte mir, wie es ihr ging. Sie selbst hatte es nie getan.

»Nun, das lässt sich schwer sagen. Es ist natürlich immer möglich, dass es einen plötzlichen Durchbruch gibt. Ansonsten zwei Wochen, vielleicht drei. Man erkennt jedoch bereits, dass Ihre Mutter einige Schäden zurückbehalten wird, die einer Reha bedürfen. Ihr Sprachzentrum ist stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und wir gehen von einer Lähmung der rechten Körperhälfte aus.«

Lähmung der rechten Körperhälfte. Schädigung des Sprachzentrums. Ich wusste nicht, was schlimmer war.

Kaum jemand liebte Worte so wie meine Mutter – auch wenn sie nur selten viele an mich verschwendet hatte. Besonders nicht nach dem Vorfall in meiner Kindheit.

Aber Fremden gegenüber war sie stets aufgeschlossen. Sie liebte es, mit Leuten über Bücher zu reden, zu diskutieren und manchmal auch zu streiten. Dass all das nicht mehr möglich sein würde, wenn sie die Augen aufschlug, konnte ich mir kaum vorstellen.

»Einen endgültigen Befund können wir natürlich erst stellen, wenn sie wieder wach ist. So lange müssen wir hoffen, dass keine Komplikationen eintreten.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause, dann fügte er hinzu: »Weshalb ich Sie aber eigentlich hergebeten habe, ist Folgendes: Da Ihre

Mutter momentan unfähig ist, Entscheidungen für sich zu treffen, wollten wir Sie fragen, ob sie eine Vorsorgevollmacht erstellt hat.«

»Vorsorgevollmacht?«

Offenbar hatte ich heute meinen begriffsstutzigen Tag, denn mit dem Wort konnte ich nichts anfangen.

»Eine Vollmacht, die regelt, wer im Falle schwerer Krankheit der gesetzliche Vertreter sein soll.«

»Sie meinen so was wie einen Vormund?«

Davon hatte ich mal im Zusammenhang mit Pflegekindern gehört oder mit alten Menschen, die entmündigt wurden. Meine Mutter war weder das eine noch das andere. Sie war doch nur krank!

»Von Vormundschaft wird seit einigen Jahren nicht mehr gesprochen, seit 1992 gilt das Betreuungsgesetz«, referierte Dr. Karsten. »Darin ist geregelt, dass man sich einen Betreuer wählen kann, der im Krankheitsfall wichtige Entscheidungen trifft, wenn man selbst dazu nicht mehr in der Lage ist. Gibt es so eine Verfügung nicht, setzt das zuständige Gericht eine Person ein. Das kann ein Familienangehöriger sein, aber auch ein Anwalt oder Sozialarbeiter.«

Meine Mutter brauchte einen Betreuer. Möglicherweise würde das ein fremder Mensch sein. Jemand, der sie nicht kannte.

Diese Information musste ich erst einmal verdauen.

Nie hatte ich daran gedacht, dass sie eines Tages so schwer krank werden würde. Nie hatten wir beide darüber geredet, was sein würde, wenn dieser Fall einträfe.

Zwischen meiner Mutter und mir hatte immer eine zornige Anspannung geherrscht, die kaum ein vernünftiges Gespräch möglich machte.

Solange wir uns nicht gegenüberstanden, war alles erträglich gewesen. Meist vergaß ich, dass sie da war, weil wir so selten Kontakt hatten, und ihr schien es ähnlich zu gehen.

Doch seit Vater gestorben war, bestand sie darauf, dass wir uns hin und wieder sahen – auch wenn ich bei unseren Treffen kaum das Gefühl hatte, dass sie mich aus Zuneigung sehen wollte. Vielmehr hatte es den Anschein, dass sie mich brauchte, um ihre angestaute Wut abzulassen.

Nur wenige Minuten, nachdem ich ihre Wohnung oder ihren Laden betreten hatte, knallte es – und zwar gewaltig, so dass ich nach nicht mal einer halben Stunde wieder abreiste und mir vornahm, ihren nächsten Anruf zu ignorieren.

Und jetzt musste ich feststellen, dass wir aufgrund all unserer Streitereien nie über wirklich wichtige Dinge gesprochen hatten.

Ein gerichtlich bestellter Betreuer.

Die Worte allein lasteten wie ein Stein auf meiner Brust. Die Frage, ob vielleicht doch so ein Schriftstück existierte, wirbelte durch meinen Kopf.

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es solch eine Verfügung gibt. Meine Mutter ... Sie war immer gesund, wissen Sie? Sie hat sicher nie damit gerechnet, dass sie einen so schweren Schlaganfall erleiden wird.«

Der Arzt nickte. »Ja, das ist verständlich. Vielleicht können Sie in den Unterlagen Ihrer Mutter nachschauen. Es wäre sehr wichtig.«

»Und was, wenn ich nichts finde?« Ein schmerzhaftes Ziehen breitete sich in meiner Magengegend aus.

Dr. Karstens Miene wurde ernst. »Dann wird das Gericht einen Betreuer bestellen. Sie könnten natürlich einen Antrag

stellen, aber nicht in jedem Fall wird das Gericht Sie berücksichtigen.«

»Aber ich bin ihre Tochter!«

Mein Herz wummerte gegen meinen Brustkorb. Das war seltsam, denn eigentlich war ich immer froh gewesen, nichts von meiner Mutter zu hören. Und es hatte sogar eine Zeit gegeben, in der sie mir egal gewesen war.

»Sicher sind Sie das. Doch das Gericht entscheidet dannach, wer der beste Betreuer für Ihre Mutter ist. Sie werden die zuständigen Sachbearbeiter davon überzeugen müssen, dass Sie geeignet sind, die entsprechenden Entscheidungen zu treffen. Das betrifft nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Besitztümer Ihrer Mutter.«

Das klang beinahe so, als wüssten die Sachbearbeiter bereits, wie es zwischen mir und Mutter aussah. Und wenn nicht, brauchten sie sich nur ein wenig bei den Nachbarn oder Mutters Bekannten umhören.

Unter diesen Umständen würden sie mir nie die Pflegschaft übergeben.

»Frau Petri?«

Die Stimme des Arztes holte mich aus meinen Gedanken.

»Ja?«

»Schauen Sie doch bitte übers Wochenende nach, ob Sie eine Verfügung Ihrer Mutter finden. Rufen Sie Ihren Anwalt oder Notar an, falls es einen gibt. Manche Patienten hinterlegen ihre Verfügungen dort.«

Ich nickte, doch ein gutes Gefühl hatte ich nicht dabei. Welchen Grund sollte meine Mutter haben, mich zu ihrem Betreuer zu bestellen?

»In Ordnung«, hörte ich mich sagen. »Gibt es ... Können Sie mir sonst noch irgendeinen Tipp dazu geben?«

»Nun ja, wenn Sie zur Betreuerin Ihrer Mutter bestellt werden wollen, würde ich Ihnen raten, einen Anwalt zu nehmen. Es gibt einige sehr gute in dem Bereich, die das Gericht eher von Ihren Qualitäten überzeugen können, als es bei Ihnen selbst der Fall wäre.«

Eigentlich hätte ich deswegen beleidigt sein müssen, denn ich konnte ziemlich überzeugend sein – doch ich verstand, was er meinte.

Dr. Karsten streckte seinen Arm nach dem Regal aus, durchsuchte einen Moment lang den Kleinkram, der dort lag, dann zog er eine kleine Karte hervor.

»Hier, dieser Anwalt ist auf Familienrecht spezialisiert. Er kann Ihnen sicher weiterhelfen.«

Martin Steyer stand auf der Karte. Darunter Adresse und Telefonnummer der Kanzlei.

»Aber möglicherweise werden Sie ja auch fündig. Ältere Leute tun gegenüber ihren Angehörigen oftmals so, als wären sie unverwundbar, doch im Stillen machen sie sich schon Gedanken über den Krankheitsfall. Als ich meiner Mutter eine Patientenverfügung ans Herz gelegt habe, sagte sie: ›Das hab ich doch schon längst, Jung!‹«

»Danke«, sagte ich und versuchte mich an einem Lächeln. »Ich werde Ihre Wohnung und Ihren Laden auf den Kopf stellen. Vielleicht gibt es ja wirklich eine Verfügung.«

Der Arzt nickte mir aufmunternd zu und reichte mir die Hand. Sein Blick wurde hektisch. Der nächste Patient wartete. Vielleicht auch wieder ein Angehöriger. Das Klinikleben ging weiter.

»Geben Sie uns Bescheid, wenn Sie Hilfe brauchen. Unsere Sozialarbeiterin steht Ihnen mit Rat und Tat zur Seite.«

Damit war ich entlassen.

Wenig später fand ich mich erneut vor der Tür wieder, hinter der meine Mutter lag und von alldem nichts wusste. Wie mochte es sich anfühlen, im Koma zu liegen? Träumte man? War es so, wie manche behaupteten, dass man mitbekam, was ringsherum geschah? Schwebte ihre Seele durch die Gänge der Klinik?

Ich war nicht dazu erzogen worden, an Geister zu glauben. Ich hoffte nur, dass sie keine Schmerzen hatte. Und wenn sie träumte, dass der Traum ein guter war.

»Sie können gern zu ihr, wenn Sie möchten«, sagte die freundliche Stimme einer Schwester hinter mir. Ich hatte sie gar nicht bemerkt.

»Nein, heute nicht. Ich habe mit Dr. Karsten gesprochen und ...« Ich schüttelte den Kopf. Das interessierte die Schwester sicher nicht, sie wusste, wie es um meine Mutter stand.

»Sollten Sie es sich noch einmal überlegen, denken Sie bitte an die Schutzkleidung.«

Ich schaute sie an. Sie war mir bei meinen Besuchen hier noch nicht begegnet und konnte nicht wissen, dass mir das alles bereits bekannt war.

»Danke«, sagte ich und wartete noch, bis sie im Zimmer nebenan verschwunden war. Dann verließ ich die Station.



2. Kapitel

Katja lebte in einem hübschen alten Haus in Stillhorn, unweit des Deichs. Die Gegend hier hatte kaum etwas mit dem restlichen Hamburg zu tun, sie war ländlich und durchzogen von schmalen Wasseradern, die zu dieser Zeit vollkommen begrünt und von Enten bevölkert waren. Nur die Nähe der Autobahn und die hellen Wohnblöcke von Wilhelmsburg, die man in der Ferne sehen konnte, erinnerten einen daran, dass es weiter nördlich noch eine Großstadt gab, zu der dieses Gebiet gehörte.

Ich parkte meinen Wagen halb auf dem Gehweg und stieg aus. Ein Bellen tönte mir entgegen. Der Hund der Nachbarin, eine Promenadenmischung namens Wölfi, über die Katja manchmal lästerte, wenn wir uns schrieben, war sehr gewissenhaft, was den Schutz seines Reviers anging. Und sorgte somit dafür, dass sein Frauchen nichts von dem verpasste, was sich in der Nachbarschaft ereignete.

Auf dem Weg zu Katjas Haustür checkte ich noch einmal mein Handy. Ich hatte ihr vorhin nur kurz geschrieben, dass ich vorbeikommen wollte. Eine Antwort hatte ich nicht abgewartet.

Ich fand zunächst nur die Mail eines Autors, der nachfragte, wie weit die Organisation seiner Lesetour gediehen war.

Dann las ich: *Wenn du keine Angst vor dem Chaos hast, komm ruhig.*

Ich lächelte in mich hinein.

Chaos herrschte bei Katja eigentlich nie. Sie glaubte das nur. Möglicherweise war ihr heute ein Blumentopf heruntergefallen.

An der Haustür klingelte ich.

»Moment!«, tönte es gedämpft aus dem Innern, gefolgt von Schritten und dem Zurückziehen einer Türkette. Keine Ahnung, warum Katja ihr Haus dermaßen sicherte.

»Hey, da bist du ja!« Sie strahlte mich an und umarmte mich, als hätten wir uns wochenlang nicht gesehen. »Komm rein, krieg aber keinen Schreck!«

Der Geruch von Essigreiniger stieg mir in die Nase, als ich durch den Flur ging. Durch die offenstehende Küchentür sah ich, dass Katja begonnen hatte, sämtliche Schränke auszuräumen. Meist tat sie das dann, wenn sie über etwas richtig verärgert war.

»Was ist los?«, fragte ich und riss mich vom Anblick der übereinandergestapelten Geschirrteile los.

»Oh, nichts, was ein gutes Donnerwetter nicht wieder geraderücken würde«, entgegnete sie ausweichend.

»Aha, also Ärger mit Toni.«

»Lass mich bloß in Ruhe mit dem!«

Volltreffer! Offenbar war ihre Fernbeziehung mit Antonio, dem Chef einer Kölner Werbefirma, wieder einmal in die Off-Phase getreten. Gerade frisch, vermutete ich, wenn man sich den Zustand der Küche ansah. Wenigstens hatte sie diesmal mit Chaos nicht übertrieben. Für ihre Verhältnisse war das schon ziemlich extrem.

»Erzähl mir lieber, wie es deiner Mutter geht.«

Sie bugsierte mich ins Wohnzimmer, zu dem riesigen rot-gemusterten Sofa, auf dem man sich wie ein Kleinkind vor-kam, wenn man darauf saß. Auf der Sitzfläche konnten zwei Leute bequem nebeneinanderliegen.

Ich verdrängte den Gedanken daran, dass Katja und Antonio das in guten Zeiten wahrscheinlich taten, und ließ mich auf das weiche Polster sinken. Erst jetzt bemerkte ich meine innere Anspannung. Sie fühlte sich an wie ein Knäuel Stacheldraht in meinem Bauch.

»Ich war gerade in der Klinik«, presste ich hervor.

»Und?«

Ich seufzte und berichtete, was ich über ihren Zustand und die Wahl eines Betreuers erfahren hatte.

»Vielleicht solltest du auch schon mal daran denken, so eine Patientenverfügung aufzusetzen«, schloss ich. »Sonst bekommst du noch einen Fremden vor die Nase gesetzt, der entscheidet, was mit dir und deinem schönen Haus pas-siert.«

»Eine gruselige Vorstellung!«, entgegnete Katja. »Ich glaube, ich mache uns beiden erst einmal einen Kaffee. Hast du Hunger?«

Ich wollte schon den Kopf schütteln, doch dann erinnerte mich mein Magen daran, dass meine letzte Mahlzeit das Frühstück im Hotel gewesen war – von dem ich kaum etwas herunterbekommen hatte. Das Knurren klang, als hätte sich ein hungriger Bär vor Katjas Tür verirrt.

»Ja, ein bisschen.«

»Okay, ich bin gleich wieder bei dir. Ruh dich aus, und sammle dich ein wenig. Und dann schauen wir mal, was wir in dieser Betreuer-Sache machen.«

Katja verschwand in der Küche.

Ich lehnte mich auf diesem überbequemen Sofa zurück und blickte aus dem Fenster.

Wie in Berlin die Nebelkrähen, so konnte man hier kleine Schwärme von Möwen sehen, die auf oder hinter den Grundstücken etwas Essbares suchten. Die Abendsonne zauberte einen milden rötlichen Schein auf das Gras. Das Rot der Rosen, die Katja gepflanzt hatte, schien regelrecht zu glühen.

Ich musste zugeben, dass ich in diesem Augenblick ein wenig neidisch auf sie war.

Doch andererseits fürchtete ich den leeren Raum um mich, den ich in solch einem großen Haus hätte. Sicher, ich könnte die Räume mit Möbeln vollstellen, doch in der Dunkelheit würde ich mir der Leere wieder bewusst werden.

In Berlin war ich ständig von Menschen umgeben. In dem Mehrfamilienhaus in Köpenick kannten sich die Nachbarn noch, und die ältere Dame von gegenüber versorgte mich hin und wieder mit Kuchen.

Doch wenn alles anders gekommen wäre, wenn meine Beziehungen länger gehalten hätten oder ich an den Richtigen geraten wäre, hätte ich vielleicht auch ein kleines Häuschen am Speckgürtel der Hauptstadt.

Unwillkürlich dachte ich zurück an die Zeit, in der Katja und ich uns kennengelernt hatten. Damals waren wir beide noch im Studium und wussten nicht so recht, was wir mit unseren Abschlüssen in Publizistik anfangen sollten.

Katja hatte sich schließlich entschieden, in einem Kinderbuchverlag ein Volontariat zu absolvieren – und war bei dem Verlag geblieben. Ich hingegen ging aus Hamburg fort. Nach einem Praktikum in einem Verlag und mehreren Jahren in einer Literaturagentur machte ich mich mit einer kleinen Eventagentur für Autoren selbstständig.

Inzwischen vermittelte ich für einige namhafte Literaten Lesungen und andere Veranstaltungen. Es lief recht gut, und ich hoffte, dass ich schon bald ein zweites Büro eröffnen konnte.

Ich habe es gehofft, korrigierte ich mich selbst. Das war, bevor Mutter ins Krankenhaus kam.

Als Katja mit einem kleinen Tablett zurückkehrte, schob ich meine Gedanken beiseite.

»Ich wollte dir keine Umstände machen«, sagte ich peinlich berührt, als ich sah, dass sie Brötchen belegt und zusammen mit Früchten und Käse auf einen Teller gestapelt hatte. Der Kaffee, der in der Kanne dampfte, verströmte einen wunderbar belebenden Duft.

»Du machst mir keine Umstände. Es ist ohnehin Abendbrotzeit, nicht wahr?«

Wie sie unter der Unordnung in der Küche überhaupt noch Geschirr finden konnte, war mir ein Rätsel. Aber mein Magen knurrte erneut, also langte ich zu.

Schweigend aßen wir, und als wir fertig waren, sagte ich: »Du kennst ja das schwierige Verhältnis, das ich zu meiner Mutter habe. Ich habe mich in den vergangenen Stunden gefragt, warum ich mir eigentlich so einen Kopf über die Betreuung mache. Umgekehrt wäre es doch genauso. Meiner Mutter wäre es egal.«

»Du weißt, dass das nicht stimmt«, sagte Katja und legte die Hand auf meine Schulter. »Ja, ich kenne die Geschichten. Aber es ist gewiss nicht so, dass sich deine Mutter nicht um dich gesorgt hätte.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich und spürte, wie sich alter Ärger in meinem Innersten zusammenballte. All die Versuche, an die unnahbare Person heranzukommen, zu

der meine Mutter geworden war, hatten nichts gebracht. Ir-
gendwann hatte ich aufgegeben.

»Weil sich jede Mutter um ihr Kind sorgen würde. Selbst
deine Mutter tut das sicher. Ich habe keine Ahnung, was in
ihrem Leben vorgefallen ist, aber ich tippe ganz stark darauf,
dass sie ausgeflippt wäre, wenn sie die Nachricht bekommen
hätte, dass du im Krankenhaus bist.«

»Meine Mutter hat noch nie dazu geneigt auszuflippen«,
gab ich mit einem schiefen Lächeln zurück und spürte, wie
gut mir der Gedanke, dass meine Mutter sich um mich ängs-
tigen würde, tat. Doch das Gefühl verflog sehr schnell wie-
der. Sie hatte sich nie wirklich um mich gekümmert.

Dennoch konnte ich nicht einfach über die Betreuersache
hinweggehen.

»Nun ja, ich glaube jedenfalls nicht, dass ich ein Schrift-
stück finden werde, in dem mich meine Mutter zu irgendwas
bevollmächtigt.«

»Sie wird wie alle anderen Menschen nicht daran gedacht
haben, dass ihr etwas Derartiges zustoßen könnte.«

Ich zuckte mit den Schultern. Der Gedanke, dass ich nie
wirklich gewusst hatte, was sie dachte, war wie ein bitterer
Geschmack im Mund.

»Vielleicht. Möglich. Auf jeden Fall hat mir der Arzt die Ad-
resse eines Anwalts gegeben, an den ich mich wegen der Be-
treuersache wenden könnte. Nur weiß ich nicht ...« Ich stockte.

»Du weißt nicht, ob du ihn in Anspruch nehmen sollst?«

»Manchmal gehen die Dinge nach hinten los, das weißt du
genauso gut wie ich«, sagte ich und rieb mir übers Gesicht.
»Der Anwalt wird Fragen stellen. Er wird Dinge wissen wol-
len. Und ich weiß nicht, ob ich ihm dann eine heile Mutter-
Tochter-Beziehung vorspielen kann.«

»Ist das denn von Bedeutung, dass die Beziehung heil ist?«

»Was weiß ich. Aber angesichts der Schwierigkeiten, die meine Mutter und ich hatten ... Vielleicht glauben sie, dass ich nicht die Richtige bin, um für ihr Wohl zu sorgen. Dann habe ich einen Anwalt zu bezahlen und letztlich nichts erreicht.«

»Ich glaube, du machst dich verrückt. Rede erst einmal mit dem Mann. Und vorher schaust du, ob es nicht doch ein Schriftstück von deiner Mutter gibt. Vielleicht überrascht sie dich ja mal positiv. Und wenn du magst, helfe ich dir beim Suchen.«

»Danke, das ist lieb«, sagte ich. »Aber nicht nötig. Ich werde morgen nachsehen. Und dann mit dem Anwalt sprechen.«

Ich atmete tief durch und wünschte mich Wochen zurück, als ich noch glücklich durch Berlin radelte und mich all das hier nichts anging.

»Du weißt, dass du jederzeit bei mir einziehen kannst«, sagte Katja, die sich offenbar in den Kopf gesetzt hatte, mich zu unterstützen. »Du musst nicht im Hotel hocken und denen einen Haufen Geld in den Rachen werfen.«

»Ich weiß dieses Angebot sehr zu schätzen«, gab ich zurück. »Aber ich muss kommende Woche nach Berlin zurück. Die Agentur läuft nicht von allein, außerdem möchte ich dir nicht auf die Nerven gehen.«

»Als ob du das jemals getan hättest! Schon vergessen, dass wir in den letzten beiden Semestern Zimmergenossinnen waren?«

Wie hätte ich das je vergessen sollen?

Katja hakte mich unter und zog mich vom Sofa in die Höhe.

»Komm, lass uns ein wenig spazieren gehen. Du siehst aus, als könntest du frische Luft vertragen. Und einen Sonnenuntergang wie diesen bekommst du mitten in der Stadt bestimmt nicht.«

Erst als es dunkel wurde, kehrten wir ins Haus zurück. Inzwischen wusste ich alles über Antonio und die Frau, mit der er Katja betrogen hatte. Die Off-Phase würde wohl endgültig off bleiben. Vielleicht hatte sie mir deshalb angeboten, für eine Weile bei ihr einzuziehen.

Das Angebot, in ihrem Haus zu übernachten, nahm ich aufgrund der bleiernen Schwere meines Körpers gerne an und bezog das kleine Gästezimmer mit den Rosentapeten. Ich wusste, dass Katja daraus gern ein Kinderzimmer machen würde – aber mittlerweile fehlte ihr der Mann für dieses Vorhaben. Sie war nicht der Typ, der sich irgendwen in einer Bar aufgabelte und sich dann von ihm schwängern ließ.

Als ich unter die nach Weichspüler duftende Bettwäsche schlüpfte, fühlte ich mich für einen Moment in meine Kindheit versetzt. Die Zeit, in der Mutter mich noch liebevoll behandelt hatte. Glücklicherweise war ich zu kaputt, um mich wieder an das zu erinnern, was danach geschehen war. Die Wandlung. Die Kälte. Meine Augenlider wurden schwer, und das Letzte, woran ich denken konnte, war der Wunsch, nicht von irgendwelchen blöden Träumen heimgesucht zu werden.